

Christian und Annemarie

Eine Erzählung aus unserer Zeit von Angelika Bischoff-Luitblen

Annemarie ist mit Christian – wie ich ihn heute noch nenne – ausgewandert. Sie konnten zu einem Onkel nach Nebraska in die Staaten kommen, und sie fühlen sich wohl dort, wie Annemarie schreibt. So fällt es mir leichter, ihre Geschichte zu erzählen – die Legende von Christian und Annemarie, eine alte und doch sehr neue Begebenheit, die den Klang eines Märchens hat und doch auf dem Boden tiefernster Wahrheit ruht. Ich lernte Annemarie durch einen geringfügigen Anlaß kennen. Ihr kleiner Junge war hingefallen, blutete am Knie und hatte sich schmutzig gemacht; ich ging gerade vorbei und nahm die beiden zu mir in die Wohnung. Die zarte dunkelblonde Frau war mir schon verschiedentlich aufgefallen; es war nicht das erstemal, daß sie sich dort aufhielt, gegenüber der Kaserne, die nun Heimkehrerdurchgangslager geworden war. Es gab viele Frauen, die dort warteten; besonders, wenn ein neuer Transport angesagt war, standen sie in dunklen und stummen Gruppen auf dem Gehsteig in der Nähe des großen Tores und harrten auf das Schicksal, das sich von dort vielleicht in wenigen Minuten, vielleicht aber nie auf sie zubewegen sollte. Ich habe in der Zeit, als ich dort wohnte, in dem gelben Haus mit der rosenübersponnenen Mauer gegenüber der Kaserne, wohl alle Regenbogenstönungen der menschlichen und besonders der weiblichen Seele miterlebt, deren sie fähig ist; von der dunkelgrauen, stumpfen, endlosen Mutlosigkeit an spiegelten sich die Frauengesichter hindurch bis zur goldensten Freude des endlichen Wiedersehens. Annemarie stand fast immer allein und erschien mir sehr still, wenn ich ihr begegnete; aber es umgab sie noch etwas Besonderes, ich möchte fast sagen Atemloses, so, als habe sie alle ihre Kräfte mit eisernem Willen angespannt, um dieses Eine vom Himmel herabzuzwingen, dieses Wiedersehen, an das sie unverrückbar glaubte. „Wenn der Deine nicht kommt, erlischt du“, dachte ich einmal im Vorübergehen, als ich sie noch nicht kannte. Ich

beobachtete dann, von meinem Fenster aus, ob sich eine der müden Gestalten, die aus dem Tor kamen, zu Annemarie gesellen würde; es geschah nicht. Sie wurde aber, wenn alle vorübergegangen waren, wenn sie jeden gemustert und keinen erkannt hatte, doch nicht so schwer traurig wie manche der anderen Frauen; sie war unbeirrbar, sie fing gleich wieder an, auf das nächstmal zu hoffen und ihre Hoffnung strömte eine Kraft aus, die in seltsamem Gegensatz zu ihren zarten Zügen und der fast zerbredlichen Figur stand.

Wir kamen nun also ins Gespräch, während wir den kleinen hellockigen Jungen, der Klaus hieß, notdürftig wuschen und verplasterten. Annemarie erzählte mir, daß sie eine Karte von ihrem Mann besitze, die er ihr aus dem Gefangenengelager geschrieben habe; leider sei sie schon zwei Jahre alt, seither sei nichts wieder gekommen, aber sie enthalte unter wenigen Worten auch den Satz: Warte, bis ich wiederkomme, verliere die Hoffnung nie! – Ich merkte, daß diese paar Worte Annemaries Glauben begründeten wie ein Fels, und ich hatte nicht den Mut, auf den klaffenden Rachen dieser zwei Jahre hinzuweisen; ich bestärkte ihre Hoffnung und sagte, da werde ihr Mann nun sicher bald zurückkehren. Und sie schöpfte, wie aus vielen Kleinigkeiten, sogar aus dieser lächerlichen Bemerkung Mut, strahlte auf und ging dankend nach Hause, um weiterzuwarten.

Es war einige Wochen später, als ich vom Fenster aus Annemarie mit Klaus wieder an ihrem alten Posten entdeckte. Diesmal stand sie aufrecht und freudeerfüllt da, wie mir schien; sie war sorgfältig angezogen, Klaus hielt einen Blumenstrauß umklammert und auch ein Schwesternchen entdeckte ich jetzt; es war etwas dunkelhaariger als der Bruder und hatte eine festliche Haarschleife auf dem zierlichen Köpfchen sitzen. Gott möge mir meine Neugier verzeihen – aber ich griff nach einer Tasche und schützte Einkäufe vor, um Annemarie

zu treffen. So erfuhr ich, daß sie hierherbestellt war, um eine Nachricht entgegenzunehmen, die ihren Mann betreffe; ich erschrak, aber Annemarie erklärte mir glückdurchtränkt, sie wisse schon, daß er selbst komme, er sei immer so zartfühlend gewesen und wolle sie nun nicht mit einer direkten Nachricht erschrecken; ja, daran erkenne sie eigentlich Christian erst richtig wieder, so pflegte er schwerwiegende Nachrichten mitzuteilen, so lieb und so vorsichtig! Sie blickte einmal auf ihre Karte und einmal auf die große Uhr. „Nur noch ein paar Minuten!“ jubelte sie und fiel beinahe mir, der Fremden, um den Hals vor lauter Freude. Mir schnürte eine unbestimmbare, aber große Angst schon die Kehle zu, ich verabschiedete mich feige und hastete bergab, als müsse ich vor einem Gewitter flüchten – ich wollte nicht wissen, was kam. Später erfuhr ich durch Bekannte, daß Christian tatsächlich zurückgekommen war, und bald danach traf ich Annemarie in der Stadt, völlig verändert, etwas voller und weicher in den Zügen und mit blühenden Farben. Ja, als sie durch das große Tor gegangen sei, sei bald darauf einer der Heimkehrer auf sie zugekommen; ganz zögernd habe er seine Schritte gesetzt, aber sie habe Christian gleich erkannt, obwohl er natürlich anders ausgesehen habe als vor sechs Jahren; sie sei auf ihn zugestürzt und habe an seiner Brust eine lange Zeit geweint, ohne ein Wort hervorbringen zu können. „Dann haben wir ihn heimgebracht, unseren Vater“, erzählte sie schluchzend, und mir kamen selbst die Tränen. Ihre unerschütterliche Hoffnung!

Wie es weiterging, weiß ich ebenfalls meist aus Gesprächen mit Annemarie und, später, auch mit Christian. Ich lernte die beiden schätzen und besuchte sie auch hie und da. Annemarie hatte ja ihre Wohnung beim letzten Bombenangriff noch verloren und sich in Christians Abwesenheit mit der Hilfe eines Onkels, aber auch unter großen persönlichen Opfern ein kleines Siedlungshäuschen in einem der umliegenden Dörfer bauen lassen. Ich fuhr gern dort hinaus; das Nestchen lag inmitten von Wiesen und Korn und war trotzdem nicht weit von Annemaries Arbeitsplatz, einer Schürzenfabrik, entfernt. Auch Christian, der Lehrer war, würde seine Stadtrandsschule unschwer erreichen können; aber vorerst war daran nicht zu denken, der Gesundheitszustand des Heimkehrers war nicht der Beste und Annemarie mußte viel Geduld haben. Von ihrem früheren Christian war wirklich nicht mehr viel zu entdecken; er war ein schweigsamer, ja manchmal finster in sich gekehrter, kranker Mann geworden, der

kaum Nahrung vertrug und mit geschwollenen Beinen mühsam umherhumpelte. Auch sein Gedächtnis hatte durch Strapazen und Qualen gelitten, an viele vor seiner Einberufung liegenden Geschehnisse erinnerte er sich überhaupt nicht mehr, saß meist apathisch in einem Sofawinkel und blickte vor sich nieder. Annemarie ging in der Sorge um Christian völlig auf. Lange schon hatte sie ein Sümmchen für die Heimkehr gespart, sie ließ mehrere Ärzte kommen, besorgte alle möglichen Heilmittel, kochte Diät und kleidete den Patienten neu ein. Ständig vergegenwärtigte sie sich seine Leidensjahre, erlebte in Gedanken selbst oft vielleicht noch furchtbarere Dinge selbst mit und hielt Christian alles zugute, was sie an ihm verändert fand, sein seltsames Benehmen, sein dumpfes Vor-sich-hinbrüten und seine bohrende Schweigsamkeit. Wenn er nur da war! Christian – daß sie ihn wiederhaben, daß sie ihn hegen, pflegen durfte, daß es ihm ein klein bißchen besser ging! Nichts, aber auch gar nichts war Annemarie zuviel in ihrer tiefen Dankbarkeit für das große Geschenk.

Und nach langen Wochen lebte Christian auch auf. Er hielt sich gerade, sah besser aus, als mit Lust und begann nun, sich in Annemaries Leben mit einer zarten und fast rührenden Einfühlsamkeit hineinzutasten. Wenn sie in der Fabrik war, säuberte er das Haus, putzte Boden und Fenster, bastelte allerhand praktische Kleinigkeiten zur Erleichterung für sie, legte den Garten ums Häuschen her hübsch und wohnlich an und befriedete sich mit den Kindern.

Klaus und Gerlinde liebten den zurückgekehrten Vater bald innig; besonders, wenn die Mutter weg war, dachte er sich die nettesten Spiele aus, lehrte sie das Basteln und sah nach den Schulaufgaben.

Annemarie nahm jede seiner Hilfeleistungen mit leuchtender Freude entgegen. Sechs Jahre lang war sie ganz allein gewesen und hatte sich tapfer durchgeschlagen, aber sie war zu sehr Frau, um nicht zu wissen, daß dies Leben „mit den Ellbogen nach außen“, wie sie es nannte, im Grunde nicht ganz natürlich war. Eine kleine Geste, eine ritterliche Äußerung Christians konnte sie plötzlich zu Tränen röhren, und sie fühlte, daß sie diesen wiedererstandenen Freund und Kameraden auf eine zwar nicht mehr jugendlich überschwengliche, aber wortlose und tiefe Weise neu liebte.

Neu kam ihr nicht nur die eigene Liebe, sondern auch Christian selbst immer wieder vor. Sie fragte mich manchmal, wieso denn sechs Jahre Gefangenschaft so verändernd gewirkt haben könnten? Zum Beispiel sei Christian ein ausgesprochener Links-

händer gewesen; nun esse und schreibe er rechts, das habe man ihm beigebracht! Sein Haar sei dicht und schwarz gewesen, nun sei es schütter und viel heller; seine Augen dagegen hätten sich verdunkelt. Seine Zähne seien nicht nur teilweise ausgefallen, sondern sie zeigten auch eine ganz andere Stellung als zuvor. Könne Skorbut auch den Kiefer verändern? Und einmal sei sie heimgekommen, früher als sonst, und da habe Christian Klavier gespielt, auf dem Klavier, das sie kürzlich von ihrer Tante geerbt habe – Christian, der früher so unmusikalisch wie ein Stock gewesen sei! Man habe es ihm beigebracht – ob ich gewußt hätte, daß man in Gefangenengläsern Klavier spielen lerne?

Annemarie sagte diese Dinge zwar in scherhaftem Ton, aber ich fühlte doch, daß sie bekümmert war, und auch ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. Als ich wieder einmal dort war, kam Christians früherer Schulleiter auf Besuch und wollte mit ihm über seine absehbare Rückkehr an die Schule sprechen; er antwortete dem freundlichen Manne fast gar nicht, sah starr in eine Ecke und wies eine Rückkehr in den Beruf weit von sich. Auch dies erschien mir seltsam. Es ging ihm doch jetzt gut – warum wollte er nicht?

Was dann geschah, hat mir Annemarie erst später erzählt. Sie lag einmal lange wach und dachte über dies alles nach; der Arm des Mannes lag über ihrer Brust, das Zimmer war mondhell, ein verschlafenes Rotkehlchen tuckte draußen, und Christians Atem ging fest und regelmäßig. Plötzlich fiel ihr die Narbe ein – ja, Christian mußte eine Narbe haben am rechten Unterarm, sie hatten jung verheiratet einen kleinen Hund besessen, der ihn bei Abrichtungsversuchen gebissen hatte; sie hatten oft gelacht über den wutentbrannten kleinen Köter und die halbkreisförmige Perlnarbe, die er verursacht hatte – wo war sie? Vorsichtig fuhr sie mit dem linken Zeigefinger an des Mannes Arm entlang. Wie oft hatte sie spielerisch die kleinen Erhebungen gestreichelt, nach ihnen getastet vor dem Einschlafen! Hier war aber alles glatt! War es der linke Arm gewesen? Nein, der rechte – Christian hatte immer links von ihr gelegen und sie hatte die rechte Hand und den rechten Arm zu sich geholt im Gefühl des halb ernsten und halb spielerischen Schutzsuchens der damals so jungen Frau. Wo war die Narbe? – „Was ist, Annemarie?“ fragte der Mann dann, plötzlich völlig wach. „Ich wollte sehen, was aus deiner Narbe geworden ist“, gab sie zurück. „Narbe?“ murmelte Christian, und es kroch plötzlich wie Angst aus allen dunkeln Ecken auf Anne-

marie zu. „Man hat mir dort Haut weggenommen für die Rückenverwundung! Schlaf doch! Was willst du?“ – Annemarie antwortete nicht, aber sie wußte, daß er log. Der Arm war ohne Narbe, völlig glatt an der bewußten Stelle – sie wollte noch einmal nach ihm tasten, aber er hatte die Hand unter die Decke gezogen.

In dieser Nacht hatte Annemarie einen Verdacht geschöpft, der sie fast um den Verstand brachte. Wie, um Gottes Barmherzigkeit, wäre es, wenn Christian, dieser Christian, gar nicht Christian wäre? Wenn sie einem Betrüger, einem Schurken ihr Haus geöffnet, ihn gepflegt und ihm Tisch und Bett eingeräumt hätte? Konnte dieser zartfühlende, anständige, ritterliche Mann ein Verbrecher sein, der sich unter falschem Namen, mit Christians gestohlenen Papieren, seiner Uhr und seiner Brieftasche, bei ihr eingeschlichen hatte? Und sie in ihrer grenzenlosen Gläubigkeit hatte an eine solche Möglichkeit mit keiner Herzensfaser gedacht!

Der Mann, der sie nun schon zu gut kannte, um nicht zu fühlen, was sie dachte, war besorgter denn je in dieser Zeit. Er erzählte ihr auch manchmal kleine Begebenisse aus ihrer ersten Ehezeit, die ihr die Ängste wieder für eine Zeitlang nahmen. „Weißt du noch, Liebling, wie das war, als Gerlinde geboren werden sollte? Als du Schlimme mir vier Monate lang kein Wort sagtest?“ fragte er einmal. Annemarie lächelte glücklich. „Du hattest ja kein Kind gewollt, damals, als Krieg war und du bald Soldat werden mußtest – so ist Gerlinde mein Kind geworden, ich habe sie allein geboren und erzogen.“ „Ich habe oft daran denken müssen, dort draußen. Du öffnestest mir einen Schrank und zeigst mir ein Paket, worin du alles für das Kind, Hemdchen, Jäckchen, Windeln schon angeschafft und bereitet hastest, ehe ich überhaupt wußte, daß es so weit war! Ach, wenn die Frauen es nicht wären, die sich trotz Feuer, Tod und Verderben mit ihrer geduldigen, aber doch so starken Liebe zum Leben bekennen würden – was würde aus den Menschen in solchen Zeiten?“

Dieses Gespräch gab Annemarie für eine ganze Reihe von Wochen ihre Sicherheit wieder. Nein, es konnte nicht sein, daß ihr Verdacht richtig war. Woher sollte der Mann solche Dinge wissen können? Sie hatte sich narren lassen, sie ließ sich ihre schöne Ruhe durch Torheiten rauben – wie war sie doch ungeschickt! So werkten sie still miteinander weiter. Christian bekam immer mehr Freude an der Gartenarbeit, und Annemarie nähte, wenn sie von der Arbeit kam, Röckchen und Kleidchen für die Kinder.

Sie machte sich eines Abends auch über Christians Heimkehrermantel her, er mußte zertrennt und gewaschen werden, und ein Mäntelchen für Klaus und vielleicht noch ein Paar Hosen sollten daraus entstehen. Es war so ein schöner, sanfter Abend; die Kinder waren beim Vater draußen, ab und zu hörte sie ihre Stimmen aufklingen, und sie saß am Fenster und blickte während der Arbeit in die Felder und Gärten hinaus. Kragen und Ärmel des ungefüglichen Kleidungsstücks lagen schon vor ihr auf dem Schoß; am Rückenteil war ein grober Flicken aufgesetzt, sie lächelte über die Männerhände, schnitt die Stiche durch und riß ihn ab. Da stand plötzlich ein Name auf dem grauen Tuch: Otto Wildemann. Otto Wildemann – Papiere auf diesen Namen besaß Christian, die eines toten Freundes, wie er sagte – hatte der Mantel jenem auch gehört?

Nun tat Annemarie etwas, worauf ein Mann nie kommen wird. Sie machte Licht, trug den Flicken zur Lampe und sah ihn genau an – und schattenschwarz krampfte sich die Erkenntnis um ihr Herz: Diesen Flicken hatte der Mann vor ein paar Wochen erst aufgesetzt, hier bei ihr – er stammte aus ihrem eigenen Nähkorb und auch der Faden war daraus entnommen.

Nun wußte Annemarie, was unabänderlich war. Der Mann, den sie voll ehrfürchtigster Innigkeit ans Herz genommen hatte, den die Kinder Vater nannten, der ihr Erzieher, Freund und Gärtner war, den sie liebte – es war nicht Christian. Als sie zu mir kam und es mir sagte, erschrak ich über ihre Veränderung. Sie war blaß und eingefallen und hatte einen bitteren, finsternen Zug um den Mund – ihr helles Wesen schien verdüstert und verdunkelt zu sein, sie hockte da und grübelte. Auch zu Hause war sie nicht anders. „Mama ist traurig“, sagte der Mann im Garten zu den Kindern, „seid lieb zu ihr!“ Er verdoppelte seine Sorge und Hilfsbereitschaft – aber er machte Annemaries Schmerz dadurch nicht besser. „Es wäre leichter, es ihm zu sagen, wenn er weniger gut wäre –“ sagte sie einmal. „Sie werden es auch einmal tun müssen“, erwiderte ich. „Ich ertrage es nicht mehr lang – ich lebe mit ihm, ich esse und schlafe mit ihm, ich wasche seine Wäsche und flicke seine Strümpfe – und ich weiß doch, daß er's nicht ist! Aber ich habe den Mut nicht, es zu sagen – denn ich will ja nicht, daß er geht, daß er wieder seine alten Sachen anzieht und so von mir geht – wie er kam –.“

Es war furchtbar. Annemarie verbarg ihr Gesicht in meiner roten Gardine und wankte, als sie das sagte, und ich wagte nicht, den Gedanken auszusprechen,

den ich beständig mit mir trug: Und wenn der richtige Christian heimkehrt??

Ich hatte versprochen, an einem der folgenden Sonntage zum Kaffee hinauszukommen. Annemarie hatte sich zusammengenommen und alles nett gerichtet – aber ein fröhlicher Plauderton wollte nicht aufkommen, sie war starr und verkrampt, blaß und krank. Es kam mir in den Sinn, daß die beiden ihre Rollen getauscht hatten; nun war der Mann derjenige, der sich in Sorge um sie fast verzehrte, so wie sie es zu Anfang ihres Beisammenseins getan hatte, und sie hockte zusammengesunken da und starre vor sich hin, und es narrete mich der Gedanke, daß sie wohl nun auch die unbeholfene Gangart haben müsse, in der er sich damals fortbewegt hatte. Als sie sich einmal erhob, sah ich ihr unwillkürlich nach, und ich schrie fast auf – es war kein Spuk, Annemarie ging schwerfällig, sie erwartete ein Kind.

Wie soll das alles nur weitergehen! dachte ich verzweifelt. Als die Frau wieder eintrat, geschah etwas Unerwartetes: Ihr Blick ging zufällig durchs Fenster, sie erstarrte, schrie auf, warf beide Arme in die Luft und sackte jäh zusammen. Und indem wir, der Mann und ich, zu ihr hinliefen, sahen wir auch durchs Fenster: Ein Heimkehrer im grauen Mantel hatte die Tür zum Vorgarten geöffnet und kam langsam, unbeholfenen Schrittes, aufs Haus zu.

*

Nun erzählte mir der Mann Otto Wildemann seine ganze Geschichte.

„Ich hätte es Annemarie längst sagen sollen, Gott weiß es – ich hatte sie ja in die Kaserne bestellt deswegen, ich wollte mich meines schweren Auftrags entledigen, noch ehe ich wieder in die Welt des Täglichen zurückkehrte. Aber sie ließ mir gar keine Zeit, sie fiel mir gleich um den Hals, sie küßte mich so viele Male und weinte so lange – und ich – verflucht sei meine Schwäche – ich dachte: morgen. Man gewöhnt sich das so an, wissen Sie, beim Kommiss und im Krieg – man muß viele Dinge auf Kommando tun, und dann freut man sich, wenn man auch einmal etwas verschieben kann. Mein französischer Freund hatte das so in der Gewohnheit, er winkte mit der Hand und sagte: demain – Und ich habe es ihm abgeguckt, und es ist mein Verhängnis geworden. Ich hätte wissen sollen, daß dieses demain oft eine endlose Zeit bedeutet, und daß in dieser Zeit Schicksale entschieden werden. Ich dachte am nächsten Tag auch wieder: morgen und so ging das weiter. Ich brachte es einfach nicht fertig, in diese

Augen hinein, in diese ersten schönen heimatlichen Frauenaugen hinein zu sagen: Er ist tot, auf den du wartest. Ich weiß, ich ähnele Christian – schließlich baute ich Tor darauf. Und auch, als sie es wußte, schwieg ich noch und flehte zum Himmel: Noch einen Tag, demain – Sie müssen wissen, meine Heimat ist nicht mehr, und meine Frau und mein Kind sind umgekommen – sie waren mir alles. Ich wußte nicht, was anfangen – und hier hatte ich alles wieder, Häuschen, Kinder, Frau, das stille Glück der Häuslichkeit, Vogelgesang am Abend und so, und nicht nur das: ich liebte Annemarie.

Ja, Christian ist tot. Er starb bald, nachdem er jene Postkarte geschrieben hatte, am Typhus. Er war mein einziger Freund. Wir beide nur versuchten, uns manchmal ein Mörikegedicht zuzusprechen oder einen alten Kindervers, und nur wir beide schöpften Kraft daraus. Abends sprachen wir von unseren Frauen. Er kannte die meine wie ich die seine – nur

daß die meine tot war. Das machte uns damals nicht viel aus, denn wir sehnten selbst den Tod oft genug herbei; dann aber ging nur er hinüber und ich blieb dem Leben, und ich nahm Annemaries Bild aus seinen toten Händen und trug es mit mir heim –“ Der Mann erhob sich, um nach dem Heimkehrer zu sehen, der Annemarie so sehr erschreckt hatte; ich hatte ihm im Kinderzimmer ein Lager bereitet. „Er hat noch eine Mutter, der Glücksvogel“, meinte er, als er wieder hereinkam, „er muß morgen früh weiter. Ja, er war in unserem Lager, bei Christian und bei mir.“

Es war nur die fürchterliche Verwirrung auf den Behörden und der böse Mund der Leute, die Annemarie und Otto eigentlich zur Auswanderung trieben. Sie selbst waren sich klar. Otto hatte gehen wollen, nachdem er ihr alles erzählt und ihre Verzeihung erbeten hatte – aber Annemarie ließ ihn nicht gehen. Sie liebte ihn ja.

Federsee

Von Werner Walz

Sausendes Schilf
Aus Wasser und Erde
Vom Winde durchflüstert.

Reiher und Schwäne
Hoch aus den Lüften
Fallen sie seewärts
Sich weithin schwingend
Gestreckten Leibes
Erhobenen Hauptes
Im tönenden Lied
Der schimmernden Flügel.

Die Sonne brütet.
Gläsern knatternd
Flügeln Libellen
Das Moor verdampft
Die Halme wogen
Das Federgras neigt sich
Die Kolben zittern
Schilf wogt wie Welle
Schilf gleicht den Ähren
Land wird zu Wasser
Im sausenden Schilf.

Gefahr und Zuflucht
Träumender Mittag
Grenzland der Erde
Spiegelnde Wolken
Sterbender See.